

Blätter für Literatur und bildende Kunst,

herausgegeben von Th. Hell.

14. Sonnabend, am 18. Februar 1843.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Almanach für Freunde der Schauspielkunst auf das Jahr 1842. Herausgegeben von L. Wolf. Siebenter Jahrgang. Berlin. 1843. 8. 180 und 456 Seiten.

Immer umfangreicher, wie immer reichhaltiger wird dieser für jede theatralische Leitung unentbehrliche wie für Freunde des Theaters sehr anziehende und belehrende Almanach und der Herausgeber erwirbt sich um Beide dadurch ein wahres Verdienst. Wie früher macht auch diesmal eine „Statistik der königl. Schauspiele zu Berlin“ den Anfang, wobei ein Rückblick auf die frühere dortige Theatergeschichte geworfen worden. Es folgt nun das „Verzeichniß der Mitglieder“ dieser Bühne mit Inbegriff der Musik-Kapelle, nebst Wohnungsangabe, der aufgeführten Opern, Schauspiele und Ballette und gespielten Gastrollen, so wie Mittheilung der am Geburtstage des Königs gesprochenen Rede, von Fr. Förster. Einer ausführlicheren Mittheilung über das Mozartfest in Salzburg folgen biographische Notizen über Sophie Koberwein, Auguste Döbbelin, Wilhelmine Reichel, Joh. Franz Krieger, Fr. Treitschke, K. A. Lebrun und Joseph Rastrelli, welche sämmtlich der Tod im abgewichenen Jahre dahintrug, so wie Beschreibung der Künstlerjubiläen, des Musikdirectors Moser und der Hofschauspielerinnen Schröck und Pöller, geb. Pruschka. Ferner liest man auch die biographische Skizze über den Director Eichler in Detmold. Wir lesen ferner einen Aufsatz über die Feier des hundertjährigen Bestehens des königl. Opernhauses in Berlin, und erhalten dann manche gute, und besonders für junge Männer, die sich der Bühne widmen wollen, sehr heilsame Belehrung in den „Briefen eines Schauspielers an seinen Zögling,“ von dem Hofschauspieler E. Schüh in Braunschweig. Das nach einem Vaudeville von Xavier frei bearbeitete einactige Lustspiel von Carl Blum, „Ein Herr und eine Dame,“ wird von Privat- wie öffentlichen Bühnen mit Vergnügen aufgenommen werden.

Von hier an beginnt das „Verzeichniß der deutschen Bühnen,“ ihrer Zustände und Mitglieder, nach den dem Herausgeber zugekommenen Mittheilungen in alphabetischer Ordnung von S. 111 bis 360, welche 106 dergleichen

umfaßt, und an Vollständigkeit schwerlich übertroffen werden dürfte. Doch scheint uns die Bezeichnung „deutsche“ nicht ganz passend, da auch einige französische mit aufgenommen worden. Leider stellte die Mangelhaftigkeit der Mittheilungen zu dem Nachweis der im abgelaufenen Theaterjahre auf den bedeutendsten Bühnen Deutschlands zur Aufführung gekommenen dramatischen Novitäten, der Ausführung seiner Absicht, diese Abtheilung mit einer darauf Bezug habenden vergleichenden und gewiß höchst interessanten Uebersicht zu schließen, unübersteigliche Hindernisse entgegen, und er muß, wenn seine Bitte um genauere Angaben und allseitige Zusendungen nicht statt finden, künftig auch darauf verzichten. Ein alphabetisches Register aller in diesem Taschenbuche genannten Personen, wo man keinen in dieser Beziehung bemerkenswerthen Namen vermissen wird, macht den Beschluß und vermehrt noch die Brauchbarkeit.

Th. Hell.

Lieder aus Tirol von Beda Weber. Stuttgart, bei Cotta. 1842.

Der Verfasser des Buches „Tirol und die Reformation“ versucht es hier in einem anderen Gewande uns entgegenzutreten und doch möchten wir sagen auf demselben Terrain. Der Mysticism, den er dort theilweise mit Vorliebe an Andern beschrieb, ist der Grundton aller seiner Empfindungen, zeigt sich wie verwebt mit seinem innersten Seyn.

Die vorliegenden sogenannten Lieder sind in drei Abtheilungen zusammengestellt, wozu das religiöse und das rein mystische Princip, so wie der Bezug auf Tirol Veranlassung gegeben zu haben scheinen. Die Sammlung beginnt mit Jugendproducten, in denen, wie z. B. in der „Liebe,“ dem „Heimweh,“ sich schon der Hang zur Darstellung unklarer religiöser Gefühle ausdrückt. Im vollsten Prunke dunkler Bilder, hochtönender Worte und träumerischer Selbstverzückung tritt dieser aber in der „Auferstehungsgruppe,“ der „Waldlust,“ „Kreuzeslust“ und der „Braut“ hervor. Nach der Richtung, die sich Hr. W. selbst vorschrieb, zählt er diese Letzteren gewiß zu den besten der ersten Abtheilung, er wird es

uns daher nicht verargen können, wenn wir zum Beweise des Gesagten einige Strophen ausheben. Man kann die sich selbst mystifizirende Schwärmerei nicht besser bezeichnen, als durch folgende Verse der „Kreuzeslust“:

Tief hinein in Christi Seite!
Heißerglüh'nd zum heil'gen Streite,
Siege durch die Himmelskloft.
Und die Siegespalme pflanze
Auf des Kreuzes hohe Schanze,
Den Verzagten Muth und Trost!

Tief hinein in Christi Wunden,
Um vom Tode zu gesunden,
Aus des Lebens trübster Nacht!
Daß die Seel' in Gott versunken,
Vom Erlöser wonnetrunken,
Himmlischer dem Licht erwacht!

Tief hinein in Christi Liebe,
Mit dem Gluthdrang aller Triebe,
Aus der bängsten Erdennoth!
Feuriger als tausend Sonnen
Flammt Dir dort der Gotteswonnen
Seligste, der Liebestod!

In der Braut träumt die mystisch liebende Seele den Heiland am Kreuzestamme bloß entschlummert, sie weckt ihn auf, er erklärt ihr seine Liebe, und endigt mit unwillkürlicher Charakteristik:

So geh' aus dem dunklen Streben
In Himmelswonnen ein.

Dieses Streben hat sich in manchen Parteen der zweiten Abtheilung zur größten Vollkommenheit ausgebildet. Statt vieler mögen hier nur einige Beispiele gelten:

Die Bergesfichte wird gefällt, über Felsen hinabgestürzt, zu Brettern gesägt, und am Ende zum Leichenschreine. Wer dächte wohl bei dieser Behandlung eines willenlosen Klozes durch die ihn bestimmende fremde Hand an die uneigennützigste Liebe des Fenelon, die Hr. W. in der Bemerkung und den Schlussversen:

Wer sich selbst nie ganz verloren,
Hat nie wahr und treu geliebt!

als die Grundidee des Ganzen geben will? So muß auch „die Pfirsichblüthe“ einen geistigen Zusammenhang mit dem erstandnen Christ finden, sie, die Jahrtausende früher unsymbolisch, eine schlichte Tochter der Natur gesproßt und sich den Ausruf aufzwingen lassen:

Nach Christi Weise
Treib' ich maasslos Farb' und Duft
In das Blüh'n der Ostersträuße,
Daß sie röthelnd, liebesheiß
Athmen in das Klar der Luft.

Der Heilbrunn, welcher jährlich im Mai quillt und im August versiecht, wird unter dem Namen „Frühlingsquelle,“ als Allegorie für das kurze Traumloos desjenigen parodirt.

Der einmal tief empfunden
Das Blüh'n der Geisterwelt.

„Die Mandelblüthe“ endlich, welche nach der Anmerkung: „dem Auge in Südtirol als etwas Geweihtes, als Ausdruck der zartesten, lieblichsten Gedanken und Gefühle erscheint,“ muß nach Art von Schiller's „Glocke“ aus allen Freuden und Kämpfen des Lebens austauschen, ohne daß die geringste Relation klar wird, wodurch es diese harmlose Blüthe verschuldete, in solchen Wirbelwind zu gerathen. Wenn Etwas daran zu bewundern kommt, so ist es die Begriffswirrung, welche mit ein wenig Sauerteig von Gefühl das Fremdartigste zu Einem Brei knetet und der einfachen Natur die wirren Beziehungen seines Traumes aufbringt. Kann man der „Allelebenden“ Barockeres aufschwägen als z. B.

Stille Schmerzenszähren blicken
Aus dem frischen Birkenchnitt:
„Ach, das bittere Herzensdrücken,
Ihres Kummers Glühn und Zücken,
Das sie um den Ein'gen litt!“

und:

Feuer leckt um Felsgeschiebe,
Hirtenfreudig aufgeflammt:
„Zornesblüthen! Flammentriebe
Ihrer kühnsten Seraphsliebe,
Welche Raum und Zeit verdammt!“

Ist in diesen Worten auch nur ein Quentchen Verstand? Und auf solche Weise sollen nach Angabe des Hrn. W. Altcastilier, Bergamasken, Neugriechen gesungen haben? Man begreift wohl, daß ihn seine Stellung zur Außenwelt veranlaßt haben mag, die darin kund gegebenen Empfindungen nicht im eigenen Namen auszusprechen, aber quaecunque ostendis mihi sic, incredulus odi.

Wir glaubten endlich auf festeren Boden gelangt zu seyn, da die Sprache auf's Vaterland kam. Allein es sind lauter Schülerpensa, die der Herr Professor sich selbst aufgab, Freiheits- und Siegesjubel aus dem Jahr 1809 um einige zwanzig Jahr später nachgesungen. Nicht das Bedürfnis der Gegenwart, der unwiderstehliche Drang, das Erlebte zum schönen Bilde zu gestalten, der zarte Sinn, der Entzücken oder Satyre aus dem Nächsten herausfühlt und verkörpert, haben ihn von Schlacht und Tod, Freiheit und Sieg, Adlern und Bergen, welche stehende Masken bilden, zu singen veranlaßt, sondern die Arbeiten dieser Abtheilung sind lediglich aus Gehörtem und Gelesenem entstanden. Drum lassen sie uns auch um so kälter, je länger sie sind, und je voller sich Hr. W. die Backen mit dem tiefsten Basse seiner Heldenbrust nimmt. Bei dem Allen dürste sich aber nach dem Refrain:

Auf ragenden Bergen
 Bohnet die Freiheit,
 Auf heiligen Höhen der Heimathgebirge
 Fühlt sich hoch der deutsche Mann.

folgende Strophe etwas burlesk ausnehmen:

Laßt diesen Strom danieder brausen,
 Daß Felsgestein und Föhren sausen,
 Dort unten ist er dann ein Knecht!
 Die Freiheit muß der Mann verfechten,
 Uns mag der düstre Wüthrich ächten,
 Tiroler sind ein frei Geschlecht!

Das Gesagte führt uns auf die Anmerkung, daß die vorliegenden Lieder mehr gemacht als gedichtet sind. Das Studium hat sie alle erzeugt, und den Ballast von Wort und Bild dazu mühsam aufgehäuft, der nächste und natürlichste Standpunct, jener der unmittelbaren Begierde, der eigentlich den Dichter zum Dichter macht, liegt ihm weit ab. Wie würde er auch sonst denselben Gedanken in zwei, drei, ja oft zehn Bildern wiederholen?

Im Blüthesrosenpflücken
 Erfind' ich mein Gedicht.

sagt er von sich selbst, jedoch mit weniger Selbstkenntniß, vielmehr läßt er dieß zu wünschen übrig. Er nennt die Erzeugnisse seiner Mußestunden „Lieder aus Tirol,“ wir trauen es aber der frischen, kerngesunden, wahrhaft poetischen Natur der Kellner zu, daß es nicht ihre Lieder sind. —

E.

Sechszwanzig Friedensjahre. Leipzig, bei Brockhaus. 1842.

Lauter Tadel! Meistens begründeter und durchaus wohlmeinender, der aber wirkungslos bleiben wird, weil er eine Rechnung betrifft, die nicht abgeschlossen werden kann, ein Exempel, auf das die Probe nur mit Kartätschenschüssen zu machen ist. Der langen — und man kann wohl zugeben, auch durchdachten — Rede kürzer Sinn ist: daß im Laufe des langen Friedens, bei allen Heeren sich unnütze Spielereien eingeschlichen hätten und das wirklich Practische dabei aus den Augen verloren würde. Man kann dieß, so allgemein hingestellt, allenfalls zugeben, aber es möchten wohl wenige Militärs vom Fach sich getrauen, eine genaue Grenze zwischen dem wirklich Practischen und dem Kriegsspiel, das zu diesem vorbereitet, zwischen dem wahrhaft Nützlichen und dem Unnützen zu bestimmen. Dazu kommt, daß Systeme und Begriffe manchen Aenderungen unterworfen sind und das, was vor einer Reihe Jahren ganz gut und practisch war, es heute nicht mehr ist. Nur schade, daß man selten durch die Theorie und durch einseitige Versuche, sondern eben wenn man mitten in

der Ausführung ist, meist erst dahinter kommt. Der erste Tadel des Verfassers trifft die Generalstäbe. Er will darin vor Allem durch den Krieg gebildete, keine jungen Salonofficiere haben. Es entsteht nur die Frage wo solche gegenwärtig für die unteren Stellen herzunehmen? Er will dieselben zahlreich, und das mag auch ganz gut seyn, nur muß man sie gehörig in Friedenszeit zu beschäftigen wissen. Uebrigens erkennt der Verfasser an, daß man in neuerer Zeit durch die so nützlichen Uebungsreisen der Generalstabsofficiere viel zur Ausbildung derselben gethan. Daß im Kartenwesen und militairischen Durchforschungen der Kriegstheater, noch gar Manches zu thun, auch in Friedenszeiten manche Vorkehrungen zu treffen seyen, wodurch im Augenblicke des ausbrechenden Krieges die gesammelten Karten und Notizen in die Hände, in welche sie gehören, gebracht werden, anstatt daß die Materialien, die man mit so vielen Kosten aufgehäuft, oft in den Schränken bestaubt und vergessen zurückbleiben, darüber kann man nur mit dem Verfasser übereinstimmen.

Bei der Infanterie tadelt der Autor den Mangel an guten Unterofficieren. Eine alte, gegründete Klage, der aber nicht abzuhelpen ist; ein Uebelstand, der in allen Heeren herrscht, welche lange nicht im Felde gewesen sind. Wie diesem Uebel zu begegnen, wird wohl noch lange eine ungelöste Aufgabe bleiben. — Gegen die Ausführung hat der Verfasser gleichfalls Manches einzuwenden. Das Federzeug ist ihm zu breit. Wir entgegen darauf, daß ein allzuschmales noch größere Nachtheile hat; es zieht sich in der Masse zusammen und schneidet ein. Der Verfasser verlangt Thonanstrich, keinen Anstrich mit Pergamentspänen, Lack oder dergleichen. Unserer Meinung nach wäre einfaches, schwarzes Riemenzeug das Beste.

Ueber allzuschweres Gepäck ist längst geklagt worden. Vorzüglich liebt es der junge Soldat, sich mit einer Menge unnützen Zeugens zu belasten. Dem ist indes leicht abzuhelpen. Der Chef gestatte keinen gepackten Tornister, der über vierzig Pfund wiegt, inspicire das Gepäck manchmal mitten auf dem Marsch, lasse das Ueberflüssige ohne Weiteres herauswerfen, und dem Uebel — welches allerdings eins der schlimmsten — ist auf immer abgeholfen. — Der Autor eifert gegen die Sprungriemen unter den Schuhen. Solche Paradeausfanzereien wirft der Soldat aber ohnehin nach den ersten paar Marschen von sich. — Daß der zum Cylinder gerollte Mantel und der Tschako ganz unpractisch sind, ist nicht zu bezweifeln. Den ersten wird man im Feld wohl aber lang gerollt über die Schulter hängen.

Daß es in irgend einer Armee noch Eschafos giebt, die oben breit sind und die der Soldat vom Kopfe nehmen muß, wenn er im Bivouac schlafen will, ist freilich unbegreiflich. — In Beziehung auf das Exerciren sieht der Verfasser wohl etwas allzuschwarz. Daß mit der Paradedaktik hier und da viel Unfug getrieben wird, ist nicht zu läugnen, und wir entsinnen uns eines Chefs, der auf eine „gute Richtung“ so veressen war, daß er neun Zehnthelle seines Lebens gewiß bloß „richtend“ zugebracht hat; daß aber darum, wie der Autor meint, „in den unglückseligen sechsundzwanzig Friedensjahren alle Selbstständigkeit zu Grabe getragen sey,“ möchte doch ein wenig zu viel gesagt seyn. Jener „ewige Richter“ war dennoch vor dem Feinde ein ganz guter Anführer, und abgerechnet, daß er alle Welt ennuyirte, vernachlässigte er nichts, was zur Sache gehörte. Künstliche Aufmärsche, überflüssige Arenschwenkungen und anderer dergleichen militairischer Zeitvertreib, fallen ohnehin schon bei guter Zeit mit den „Sprungriemen“ weg. — Was der Autor über gute Bekleidung sagt, ist indessen sehr richtig. Uebrigens muß man zugeben, daß jetzt überall mehr als sonst dafür — hier und da fast zu viel — gethan wird. Auch Hinsichts des Lumpenauffspeicherungssystems und der Musterungscommissionen, der Montirungskammern mag er wohl hier und da nicht Unrecht haben. „Der Pops, der hängt ihnen hinten,“ wie Chamisso sagt.

Seinem Tadel bei Gelegenheit der Cavalleriemänovers möchten wir dagegen mehr widersprechen. Daß fette Pferde zu Anstrengungen nichts taugen, wird Jeder zugeben, daß ein guter Parademarsch noch nichts für Cavallerieausbildung beweist und Schulmanöver im Kriege keine Anwendung finden, ebenfalls; wenn er aber bloß „das Lebendige und Bewegliche“ als Criterion für die Cavalleriemänovers annimmt, und die Ruhe bei denselben zu niedrig anschlägt, so können wir nicht seiner Meinung seyn. Keine Cavallerie in Europa reitet schneller und attaquirt tobender, wie die spanische, keine manöverirt ruhiger wie die englische; und doch welcher Unterschied zwischen beiden nach wirklichem Werthanschlage! — Daß die Lanze in der Hand eines Ungeübten eine schlechte Waffe, ein Bauer mit einer Lanze in der Faust darum noch kein Uhlán, daß dieselbe in geübten Händen eine treffliche, bei der Linienattaque eine furchtbare Waffe ist, wird Jeder zugeben. Daß die Reiterei von Infanteriebefehlshabern im Felde oft vernachlässiget

wird, ist gleichfalls nicht zu läugnen, daß aber die armen Pferde oft zum Prätext dienen und die, welche darauf sitzen, vorzüglich berücksichtigt werden, ohne daß es ausgesprochen wird, ist gleichfalls Jedem, der Bescheid weiß, bekannt.

Am meisten zu beachten ist, was der Verfasser über die Artillerie, diese Waffe, durch welche in unserer Zeit meist alle Schlachten entschieden werden, und die sich noch bei weitem mehr entwickeln und geltend machen wird, mittheilt.

Mit Recht verlangt er den Officieretat derselben im Frieden schon für den Krieg vollzählig zu halten, und bei dieser Waffengattung, die freilich die kostspieligste von allen ist, nichts ersparen zu wollen. Man sieht dieß, wie wir mit Freuden eingestehen, auch bei allen deutschen Heeren jetzt ein, und verwendet, so viel es die Umstände nur immer erlauben, an diese Waffe. Man wird solche daher auch gewiß in dem nächsten Kriege eine bedeutende Rolle spielen sehen.

Mit Recht läßt sich der Verfasser nicht weitläufig über das Wesen großer Friedensmanöver aus. Es lohnt sich auch wohl kaum viel darüber zu sagen. Ein Gefecht, wo der Feind durch einzelne Punkte „markirt“ oder dessen Borrücken und Retiriren durch den Tagesbefehl bestimmt wird, gleicht einem Bankett im Schauspiel, wo die Theilnehmer auch nicht besonders satt werden, weil das Ganze eben nur — ein Schauspiel ist. Bei weitem mehr wundert es uns, daß der Autor nichts über manche sehr nahe liegende militairische Wünsche, als z. B. gleiche Uniformirung, gleiches Exerciz, vor Allem gleiches Kaliber etc. bei dem deutschen Bundesheer, gesagt hat. Wer bei gemischten Corps im Felde gedient, weiß es aus Erfahrung, welche Inconvenienzen durch solche Ungleichheiten veranlaßt werden. Der nächste Krieg wird solche indeß wohl ins Gleiche bringen und man wird nach demselben zu thun sich beeilen, was freilich vorher besser zu bewerkstelligen wäre.

Sind die in dem Buche dargelegten Bemängelungen hier und da wohl mit etwas düsterem Blicke aufgefaßt, gehören die Gegenstände auch meist unter die Rubrik „alter Schaden,“ so ist es dennoch nicht zu läugnen, daß es von einem Manne geschrieben, der sein Fach versteht und daß es darum zu lesen und zu beherzigen ist.

C. v. Wachsmann